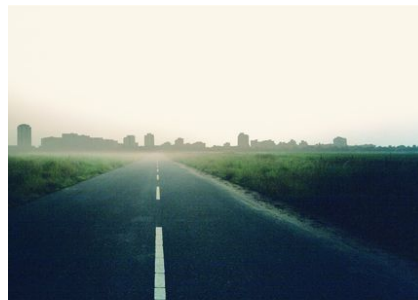


Leseprobe aus:

Wolfgang Büscher

Deutschland, eine Reise



WOLFGANG BÜSCHER

**DEUTSCHLAND,
EINE REISE**

Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Eines Tages sprang ich in den kalten Rhein

Man sagt, über dem Niederrhein liege ein mystisches Licht. So ein Dunst, zart bläulich, und der Nebel leuchte von innen her, sogar an einem Herbsttag wie diesem, aus dem der Himmel alle Farben sog, als seien sie Gift. Der Horizont, die Rheinwiesen, die Frachtkähne auf dem Fluss – alles schwamm in diesem milchigen Antilicht. Die hohe Brücke stromabwärts war eine vage Idee im Dunst, die Stadt am anderen Ufer eine Bleistiftskizze aus einem vergessenen Buch.

Ich war wohl eingedöst. Ich schlug die Augen auf. Ich saß am Ufer kurz vor Holland, bei Rheinkilometer 852, auf einem Stein und sah dem Fluss zu und den Kähnen, die vorüberzogen, lang und flach in dichter Folge, schon den ganzen Tag saß ich hier und wartete auf mein Zeichen – dass der Konvoi endlich riss. Es war der erste Tag meiner Reise.

Ich war allein in den Wiesen, nur ein paar Kühe standen da. Die mutigste entfernte sich jetzt von den anderen, um aus dem Rhein zu saufen. Er ließ sie gewähren. Er verlor das Interesse an den Dingen an seinem Ufer, er strömte seiner Auflösung entgegen und wurde darüber weit wie ein See.

Endlich – der Konvoi riss. Kein Schiff mehr nach diesem. Meine Lücke war da, groß genug, um nicht fürchten zu müssen, unter den nächsten Kahn gepflügt zu werden, der unweigerlich kommen würde. Zwanzig Minuten gab mir der Rhein, vielleicht etwas mehr.

Ich zog mich hastig aus, Hemd, Hose, Schuhe, und als ich über Kies und Muschelbruch lief, sah ich im Augenwinkel, wie die Kuh, die aus dem Rhein getrunken hatte, erschreckt auf-

fuhr und in einem grotesken Galopp zurück zu den anderen rannte.

Es nahm mir den Atem. Noch nie war ich in solcher Eiskälte geschwommen, in einem so großen Fluss. Ich spürte seine Gewalt. Nicht die Maschinengewalt des Meeres, das Welle um Welle auswirft mit der Sturheit einer Fabrik – es war ein gurgelndes Ziehen, leise, aber unerbittlich.

Ich schwamm nicht, ich ruderte, so steif war ich. Ich ruderte, um warm zu werden. Hundert schöne Züge, die brauchst du jetzt. Zug und Nachgleiten und Zug. Und noch einmal hundert und nochmal, dann bist du durch.

Ich trieb ab. Ich trieb auf dem Wasser. Eisige Wellen trugen mich fort, als läge ich auf den Rücken kleiner, glatter Tiere in vollem Lauf. Sie witterten schon das Salz. Sie konnten es nicht erwarten. Ich befahl mir, keine Angst zu haben. Nein, nicht stromab – da hinüber!

Ich suchte mir einen Punkt am Ufer, auf den ich zuhalten konnte, der mich zog. Einen der drei Türme der kleinen Stadt: den achteckigen Kirchturm rechts, den stumpfen vor mir oder den hohen, dünnen Schlot ganz links. «Oelmühle Germania» stand darauf.

Bei jedem Zug merkte ich's in den Armen, wie schwer sie mir wurden: wie wenn im Traum ein unheimlicher Magnet die Glieder lähmt. Die Zeit läuft ab, schoss es mir durch den Kopf, die Lücke schließt sich wieder, die Strömung wird dich unter den nächsten Frachter schieben. Ende.

Ich weiß nicht, wie lange ich so ruderte und trieb und immer kälter und steifer wurde. Vielleicht war es nur eine Minute. Mir kam es viel länger vor.

Auf einmal wurde mir warm. Nein, heiß. Der furchtbare Magnet ließ von mir ab. Die Kälte war noch da, aber sie war nicht mehr in mir. Geschmeidig war jetzt der Rhein, fast ölig, er griff sich gut. Zug um Zug tauchte ich ein, glitt nach, drang

wieder ein – ich schwamm. Die Türme am Ufer waren ein gutes Stück nach rechts gerückt, stromaufwärts, die beiden Kirchtürme schon unerreichbar. Nur die Germania konnte ich noch ansteuern.

Sie erglühte in diesem Moment von der Spitze her. Das Licht kam wieder, es entzündete sie, bald brannte der ganze Schlot. Der Himmel brannte. Vom Delta her zog noch einmal das Licht herauf, von den großen Hollandhäfen am Meer – ein ungewisses, westliches Abendlicht unter feuerroten Wolkenfahnen. Und den Rhein herab kam die Nacht, ein pechschwarzes Segel. Es füllte den anderen Horizont.

Jetzt brannten auch die anderen Türme, die ganze Stadt brannte. Jetzt glühte der Fluss.

Ich trieb in purem Gold.

AM BLAUEN MEER

Eine Stadt in meinem Alter

Ich schlief ein paar Stunden in einem Hotel, dann ging ich in die Stadt. Es dauerte eine Weile, bis ich bemerkte: Mit Emmerich stimmt etwas nicht.

Eine kleine Stadt, an den großen Fluss geschmiegt, die Melodie ihrer Gassen und Giebel, die Rheinpromenade – ich lief sie ab und dann die Fußgängerzone hinter den Häusern. Ich schlenderte hin und her durch alte Tore mit alten Namen, bis ich begriff: Die sind ja gar nicht alt. So gut wie nichts hier ist alt. Die Promenade nicht und nicht die Häuser an ihr. Auch die Giebel nicht in den krummen Gassen. Die sind alle neu. Nicht älter als du. Viele jünger.

Das Porzellangeschäft am Platz hatte sich festlich geschmückt zur Feier seines hundertjährigen Bestehens, aber das Haus, in dem es lag, war keine fünfzig. Und am backsteinernen Stufen giebel wenige Schritte weiter stand eine Jahreszahl aus einem fernen Jahrhundert: 1650. Darunter noch eine, die echte: 1957. Der Giebel aus der niederrheinischen Spätrenaissance war so alt wie meine westdeutsche Schultüte.

Plötzlich kam mir ein Lied in den Kopf, ein Schlager, der zu meiner Kinderzeit populär gewesen war.

Heißer Sand
und ein verlorenes Land
und ein Leben in Gefahr.

Und ein Bild: ein Junge vor dem Radio. Das Lied quält ihn mit seinem Rätsel. Am helllichten Tag trällert es von einem Geheimnis, das die Erwachsenen nicht mit ihm teilen. Sie kennen etwas, das er nicht mehr kennt und nie kennen wird.

Heißer Sand
und die Erinnerung daran,
dass es einmal schöner war.

Etwas war, bevor ich da war. Etwas war verloren. Etwas war schön. Das Rätsel ist: was denn? Sand und Gefahr, diese Wörter erregten eine Unruhe in dem Jungen, und bei der Stelle mit dem verlorenen Land hätte er hineinkriechen mögen in das verdammte Radio, um es endlich zu sehen.

In Emmerich sah ich nun Leute durch die abendliche Fußgängerzone eilen, sie strebten ins Stadtmuseum. Vorhin war mir der Aushang aufgefallen: Emmerich gedenkt des sechzigsten Jahrestags seiner Zerstörung. Ich folgte ihnen in den voll besetzten Saal. Das Licht ging aus, ein Film wurde gezeigt, grobkörnige Bilder, aufgenommen aus der Sicht der Bombenschächte oder im Schlamm dort unten. Sie flackerten über die weiße Wand, alles saß still da, wer keinen Platz gefunden hatte, stand. Andächtig blickten die Leute auf das Flackern an der Wand, ab und zu einen Namen mitmurmelnd, hinterhermurmelnd wie eine Gebetsformel, ein Amen. Den Namen eines Generals, einer Straße, eines Flugzeugtyps, einer Stadt – den niederrheinischen Rosenkranz. Kleve verschwunden. Wesel pulverisiert. Rees eingeschert, das mittelalterliche Rees. Hat es Goch je gegeben? Wo ist Emmerich? Hat jemand Emmerich gesehen?

Es war, was es schien – eine Messe. Die Stadt beging ihren höchsten, schwärzesten Feiertag mit einer Messe in Schwarzweiß. Ich zog mich leise zurück und stand wieder am Fluss.

Ein festlich erleuchtetes Schiff glitt vorüber, es kam heim von der Ausflugsarbeit. Rote Sessel, in denen niemand mehr saß, weiß gedeckte, eben verlassene Tische. Ein leerer Tanzsaal, in dem die letzten Töne eines letzten Bossa nova hingen.

Dann war es so still, dass ich eine panische Sekunde lang dachte, ich sei taub. Nicht einmal ein spätes Auto hörte ich. Ich rieb meine Ohren, da ist Wasser drin, sagte ich mir, es ist nur das Wasser, du kommst aus dem Fluss.

Aber die Stille blieb. Sie war in den Dingen, in den Gassen, im Land – echolos, traumlos. Es war eine Stille wie nach dem Einschlag eines ungeheuren Meteoriten. Taube Glieder, taube Bewegungen, immer noch. Noch immer setzt sich der Staub, langsam, langsam, der Staub braucht hundert Jahre und hundert Messen und hundert Schlager. Er braucht zweihundert Jahre, allein der Staub weiß, was er braucht. Der Einschlag ist immer noch in der Luft. Er löscht alles, was vorher war. Er dringt durch alles, durch die Haut, die Gedanken, durch das ganze verlorene Land, durch dich und mich.

Am zweiten Tag meiner Reise war der Nebel fort, und Emmenich war eine sonnige Stadt am Rhein nahe der holländischen Grenze. Es roch schon nach Holland. Nach Koffie und Calvinismus. Es gab Broodjes und kleine Teppiche auf den Bistrotischen, gelbe Nummernschilder und kaum noch Vorhänge in den Fenstern.

Ich kam an einem steinernen Kreuz vorbei. Vor fünfhundert Jahren war hier einer erschlagen worden auf seiner Reise, das Kreuz bat um Fürbitte für seine arme Seele. Ich hätte nicht sagen können, was mich mehr verwunderte – dass es eine Zeit gegeben hatte, die einem Unbekannten einen Wegstein setzte, einem einzigen totgeschlagenen Mann. Oder dass sein Kreuz am Anfang einer Reise stand, die kein Ziel hatte.

Sister Swan aus Missouri

Ungeduld drängte mich nordwärts. Ich wollte mich an die Grenze halten, aber ich wollte auch vorankommen, und so nahm ich den Zug. Aber jeder Zug fuhr von der Grenze weg. Niemand reiste an ihr entlang. Sie folgte ja keiner berühmten Bergkette, keiner Küste, keinem Tal, nicht einmal einer Straße. Sie war ein unsichtbarer Strich durch die Felder. Irgendwo dahinten im flachen Land verlor sich Deutschland.

Ich geriet auf einen wirren Zickzackkurs. Wie einen Käfer, der zur Kante will und den die Hand des spielenden Kindes immer wieder mitten auf den Tisch setzt, brachte mich irgendein Zug immer wieder von der Grenze weg und setzte mich tief im Landesinneren aus, an Orten wie Duisburg und Münster. Bahnhofshallen. Stunden in einem Bordbistro bei lauwarmem Beuteltee. Auf dem Boden rollt eine leere Bierflasche hin und her, hin und her.

Auf einer dieser Fahrten sah ich plötzlich auf und blickte in die Augen von Sister Swan. Sister Swan aus Missouri und die jungen Heiligen, die bei ihr waren, die Heiligen der Letzten Tage. Sister Swan und ihre Mission bei den Deutschen und ihr langes, braunes Haar. Es fiel und fiel wie in einem langsamen Lied. *It curls and falls all down her breast.*

Ihr Haar fiel auf ihre hochgeschlossene weiße Bluse, und ihr fußlanger Rock war aus einem zu festen, zu keuschen Stoff, als dass er Sister Swans Körper hätte umspielen können. Der Welt gönnte sie nur ihr blasses Farmerstochtergesicht, ihre blauen Augen. Manchmal schloss sie sie für einen Moment, dann erschien ein Lächeln, und ihr Atem wehte eine dünne Strähne beiseite. Oder sie öffnete die ineinander gelegten Hände und schrieb einen Gedanken in ihr schwarzes Journal mit dem Gekreuzigten darauf, errötend wie eine Verliebte. Sie merkte es, schlug das Buch zu und die Augen nieder.

Die Heiligen kamen aus Missouri, Utah, Idaho. Nach Xanten waren sie gegangen, wie Sister Swan berichtete, denn sie hatte mich angesprochen, und von dort nach Kleve und von Kleve nach Wesel, wo sie alle zusammen gebetet hatten. Im Gebet war der Entschluss auf sie gekommen, weiter nach Duisburg zu gehen. Da saßen wir nun, im Zug nach Duisburg.

Sie trugen auffällig glänzende Namensschilder. Auf ihren Gesichtern blühten noch Pickel. Es waren Gesichter von alten Fotografien. Scheu schauten sie einen an, um im nächsten Moment den Blick zu senken, als hätten sie sich bei etwas ertappt.

Wenig musste ich mir wegdenken, um eine Auswandererscholar zur Zeit meiner Urgroßeltern in ihnen zu sehen. Nur dass es umgekehrt war, die Urgroßenkel der Auswanderer kamen wieder. Sie waren hier, um zurückzubringen, was diese über den Ozean getragen hatten. Die alten, strengen Worte, die strenge, alte Art. Ich sah sie an, die jungen Gottessoldaten, und wusste nicht, ob ich staunen oder zornig sein sollte über den heiligen Ernst, die kindliche Unverfrorenheit ihres Feldzugs.

Was ist nur los, sagte ich mir, was wollen die bloß alle hier mit ihren Blättchen, ihren Offenbarungen, ihren Göttern, was glauben die, wo sie gelandet sind, bei einem erst kürzlich entdeckten Stamm? Denn ich hatte noch mehr Missionare gesehen. An einem anderen Bahnhof hatte ein Kopftuchmütterchen aus Kasachstan gestanden und mir sein Erweckungsblatt hingehalten. Geh nach Hause, Mütterchen, koch dir Tee, hatte ich im Vorübergehen gemurmelt, auf Russisch, damit sie mich auch verstand. Und sie hatte nicht gewusst, ob es Barmherzigkeit war, die aus mir sprach, oder Zorn, und hatte sich bekreuzigt. Es war aber Zorn gewesen.

Um sich im Deutschen zu üben, gebrauchten Sister Swan und ihre Heiligen die fremde Sprache sogar untereinander, es klang, als ob sie mit verteilten Rollen aus dem Schulbuch läsen.

«Wir kaufen immer große Mengen Brot», sagte Elder Ernest, eine Tüte geschnittenen Brotes unterm Arm.

«O ja?», antwortete Sister Swan.

«Und einmal die Woche essen wir Reis mit Fleisch.»

«Oh, wirklich?»

Ich saß Sister Swan gegenüber, und dann sagte ich etwas in ihrer Sprache zu ihr, etwas über Kleve und einen Kahn, den Schwäne zogen, und über einen Ritter.

Sie sagte: «Wow, Sie sprechen Englisch?»

«Ein bisschen.»

«O nein. Sehr gut. Waren Sie schon einmal in Amerika?»

«Ja, in der Wüste. In Tucson.»

«Wow. Tucson, Arizona.»

Sister Swan sagte, sie liebe Deutschland, es sei so grün, und die Leute seien wunderbar. Ob ich es auch liebte? Die Frage verwirrte mich. Vielleicht verwirrte mich auch Sister Swan. Ich sagte: «I liked Arizona, the deserts.»

Dann erzählte sie mir von den *golden plates*, den goldenen Schrifttafeln ihrer Religion, und dass sie Gottes amerikanische Offenbarung enthielten, o ja, es habe eine zweite gegeben, zur Zeit Jesu in Amerika, und die Männer, denen das Wort überliefert worden sei, hätten es auf diese goldenen Tafeln geschrieben, welche die ganzen Jahrhunderte im Verborgenen lagen, bis der Gründervater der Mormonen sie vor bald zweihundert Jahren wieder fand.

Sie fuhr fort, von Propheten und Wundern zu sprechen, und konnte sich für jedes unbedeutende Wort begeistern, das ich zum Gespräch beitrug und das doch nichts war gegen ihre goldenen Tafeln. Dann erinnerte sie sich an ihre Mission. Das Buch, das sie dafür parat hielt, zog sie mit schnellem Griff hervor, um es mir zu schenken. Ich wies es zurück.

«Sehen Sie, ich reise. Ich habe nur leichtes Gepäck, euer Buch ist zu schwer für mich.»